

ÖBERÖSTERREICHISCHE HEIMATBLÄTTER

54. Jahrgang

2000

Heft 3/4

Herausgegeben von der Landeskulturdirektion

Fest der Volkskultur – Wallern 2000	115
Walter Hartinger	
Numinose Orte in der Volkskultur	118
Sieglinde Baumgartner	
Krippendarstellungen von Johann Georg Schwanthaler	130
Rudolf Zinnhobler	
Die Beziehungen der Pfarre Königswiesen zum Stift Waldhausen	140
Benedikt Pitschmann	
Der Bau des Pfarrhofes in Pettenbach (1652–1678)	149
Leo Reichl	
Das KZ-Lager Gusen III	157
Klaus Petermayr	
Franz Joseph Aumann als Komponist „volkstümlicher Werke“	185
Jörg Strohmann	
Professor Hans Hauenschild – Forscher und Erfinder, ein Sohn Windischgarstens	191
Josef Demmelmayer	
Raum und Zeit im Recht und in der Dichtung	197
Franz Wischin	
Die Geschichte des Krumauer Stadttheaters	204
Herbert Kneifl	
Enns im Kriegsjahr 1866	222
Dietmar Assmann	
Darstellungen des hl. Florian in Litauen	226
Heinrich Kieweg	
Rittersitz von Pieslwang	228
Buchbesprechungen	230

Numinose Orte in der Volkskultur

Von Walter Hartinger

Als „numen“ bezeichnet der Lateiner ein „göttliches Wesen“ oder „das Walten einer Gottheit“. Numinose Orte sind demnach Stätten, an denen man diesem göttlichen Wesen begegnen kann oder an denen man das Walten dieser Gottheit in auffallender Weise spürt. Nun wissen wir aus der Kulturgeschichte der Menschheit, seit einigermaßen die dinglichen, vor allem die schriftlichen Quellen zu sprechen beginnen, dass sich die Menschen Gedanken über ein Jenseits und jenseitige Mächte gemacht haben und weltweit von den Wirklichkeit göttlicher Personen oder Kräfte überzeugt waren. Es ist verständlich, dass sich die Menschen als geistige und leibliche Wesen nicht begnügt haben mit dem bloßen abstrakten Gedanken an Jenseitiges, sondern dass sie diesen Gedanken auch verleiblichen wollten, ihm also konkrete Gestalt zu geben versuchten; beispielsweise indem sie das Göttliche in direkter oder zeichenhafter Form nachbildeten. Genauso verständlich sind Wunsch und Erwartung, an bestimmten Orten dem Jenseitigen besonders leicht oder besonders intensiv begegnen zu können.

Für mich, dem aufgegeben war, der Existenz – oder dem Glauben an die Existenz – von numinosen Orten innerhalb der mitteleuropäischen Volkskultur nachzugehen, erwachsen daraus Fragen, denen ich mich im Folgenden zuwenden möchte:

1. Gibt es solche Orte, die sozusagen aus dem Urgrund der Menschheitsgeschichte her über alle historischen Umbrüche hinweg als Stätten der Jenseitsbegegnung tradiert worden sind und in der Gegenwart noch eine Rolle spielen?

2. Gibt es Orte, an denen – unabhängig von einer konkreten Religion oder Mythologie – der Glaube an besondere Jenseitsnähe immer wieder neu entstehen kann, ohne dass er also von einer Generation auf die andere weitergereicht werden muss?

3. Wie stellt sich das Christentum als die entscheidende Weltdeutungsmacht der letzten beiden Jahrtausende in unserem Raum zu dieser Frage? Welche Orte intensiver Jenseitsbegegnung also bietet das Christentum an?

Zunächst zur ersten Frage: Gibt es in der Tradierung numinoser Orte Verbindungslinien in vorgeschichtliche Zeiten oder außerchristliche Kulte und Religionen? Ein Blick in die gegenwärtige Literatur lehrt Sie schnell, derlei wird behauptet. Das einschlägige Schrifttum findet sich in den Rubriken New Age, Esoterik, Radiästhesie, Geopathie und Geomantie.¹ Die Grundannahme ist die, dass es auf der Erde

¹ Z. B. Jens M. Möller, Geomantie in Mitteleuropa und Energiezentren in Süddeutschland, Freiburg/Br. 1988. – Nigel Pennick, Handbuch der angewandten Geomantie. Wie wir heute Landschaft und Siedlung wieder in Einklang bringen können, Saarbrücken 1994. – Karl Maximilian Fischer, Radiästhesie und Geopathie. Theorie und empirische Untersuchungen, Wien 1989. – Kritisch hierzu: Otto Prokop und Wolf Wimmer, Wünschelrute – Erdstrahlen – Radiästhesie. Die okkulten Strahlenföhligkeitslehren im Lichte der Wissenschaft, 3. Aufl. Stuttgart 1985.

natürliche Punkte besonderer positiver oder negativer Kraftentladung gebe, und auf eben jene Punkte hätten ferne Völker, die noch ein unverbildetes Gespür für diese Zusammenhänge gehabt hätten, ihre Mittelpunkte für religiöse Feiern, Tempelbauten, zentrale Siedlungen, Begräbnisstätten oder andere wichtige Versammlungsorte für Lebende oder Tote gelegt. Dort habe man den Gott oder die Götter (besonders gerne aber Göttinnen wie die große Urmutter) verehrt, zu ihnen gefleht oder ihnen Opfer gebracht, am liebsten in der Form von Tier- oder Menschenopfern.

Durch Weitergabe dieses Wissens über alle Kulturbrüche, Völkerwanderungen und Völkerverschiebungen hinweg seien diese heiligen Orte bewahrt worden und sind heute noch sichtbar in Gestalt der Pyramiden in Ägypten, von Salvage auf den Azoren, Carnac in der Bretagne, Stonehenge in England oder den Externsteinen bei Detmold. Man glaubt sie aber auch entdecken zu können in den Standorten der christlichen Kathedralen und an der Platzierung von Gnadenstätten irgendwo in der freien Feldflur. Die Rede ist von „uralten heiligen Kraftlinien“ wie der Atlantis-Linie, der Kelten-Linie, der Königs-Linie, Kaiser-Linie oder Grals-Linie, die sich in auffallenden geometrischen Figuren als Strukturnetz des Numinosen über Europa legen.

Seit einiger Zeit sind als solche Sonderpunkte der prähistorischen Jenseitserfahrung vor allem die „roten Kreuze“ oder „roten Marterln“ in der Diskussion; sie ziehen sich wie ein Gitter über den gesamten deutschen Sprachraum vom Elsass bis nach Westungarn und von Schleswig-Holstein bis in die Untersteiermark. Man glaubt zwischen ihnen „rechtwinklige Dreiecke von ganz bestimmten Proportionen“ erkennen zu können, welche darauf verweisen, dass wir es mit „vorchristlichen, aus kultischen Gründen vorgenommenen Vermessungspunkten“, um „zweifelsfrei christlich verkleidete Markierungen heidnischer Kultstätten“ zu tun haben. Die rote Farbe soll von dem Blut herrühren, das bei den einstigen Opferungen von Menschen und Tieren geflossen ist und mit dem man die Kultpfähle oder -steine, die den jetzigen Kreuzen vorausgingen, angestrichen hat.²

Was soll man von solchen Spekulationen, Überlegungen oder Behauptungen halten? Prokop und Wimmer, zwei sehr kritische Forscher, fassen ihre Meinung unmissverständlich zusammen: „Vergegenwärtigen wir uns abschließend das Panorama der Absurditäten, das einige unzuverlässige Halbgebildete dem Publikum heute wieder als Wissenschaft aufnötigen möchten, so sehen wir nur eines klar und sicher: den ungeheueren kulturellen Rückfall, der durch die parawissenschaftlichen Umtriebe bewirkt worden ist. Schon wieder wird dümmster und finsterster Wahnsinn unbesehen nachgedruckt und als ernsthafte Wahrheit ausgebreitet.“ (S. 176.) Ich selber möchte mir weder diese Diktion aneignen, noch in dieser Absolutheit in Abrede stellen, dass es Traditionslinien über lange Zeiten hinweg geben kann, Erscheinungen der „longue durée“ im Sinne der französischen Annalisten. Für sehr wahrscheinlich freilich halte ich es nicht, dass wir im mitteleuropäischen Raum mit einer nennenswerten Weitergabe von numinosen Orten aus den Zeiten der germani-

² Hubert Stolla, Das Phänomen der „Roten Kreuze“, in: Blätter für Heimatkunde 51 (1977), 78–89, Zitate auf S. 88 f.

schen oder keltischen Kultur oder gar aus noch früheren Epochen bis in die Gegenwart rechnen können. Warum?

Die genannten Kulturen waren solche der Schriftlosigkeit. Unsere Kenntnisse beruhen demnach auf archäologischen Ausgrabungen, die oft – soweit religiöse, geistige oder soziale Sachverhalte betroffen sind – nicht ganz eindeutig sind, sondern teilweise konträre Interpretationen zulassen; oder aber die schriftlichen Nachrichten stammen von außerhalb, beispielsweise aus der „Germania“ des Tacitus; dieser war niemals in Germanien und kannte die Länder jenseits der Alpen nur vom Hörensagen. Eigentlich hat er sich für deren Leben und Kultur auch gar nicht sonderlich interessiert, er wollte vielmehr in die Kultur- und Gesellschaftspolitik seiner Zeit eingreifen, was aber unter den obwaltenden politischen Umständen nicht ganz ungefährlich war. Tacitus hat darum lieber die Schilderung eines fremden Volkes gewählt und auf diese Weise seinen Zeitgenossen einen Spiegel vorgehalten. Dabei kam es ihm weniger auf historische Treue als vielmehr auf eine klare Botschaft und einen deutlichen Kontrast an. Auch seine Angaben also müssen wir kritisch sehen.

Unabhängig von solchen kritischen Vorüberlegungen scheint aber sicher zu sein, dass weder Kelten noch Germanen als unmittelbare Vorbewohner der jetzigen mitteleuropäischen Bevölkerung eindrucksvolle Sakralbauten besaßen – etwa in der Art der antiken Tempelanlagen –, an denen sie sich zum Dienst der Götter versammelten, an denen sie ihre Opfer darbrachten oder ihre kultischen Rituale abhielten. Die Rede ist vielmehr von Versammlungen in der freien Flur, bei Quellen, an Flussufern, bei mächtigen Bäumen oder in heiligen Hainen. Derlei numinose Orte sind vergänglich und müssen, sollen sie tradiert werden auf künftige Generationen, durch das bloße Gedächtnis und die mündliche Überlieferung festgehalten werden. Darin sah man bis vor kurzem kein Problem. Jakob Grimm war überzeugt, dass gegenwärtige Zustände „einen unversiegten Zusammenhang mit einem höheren Altertum ankündigen“.³ Die jüngsten Ergebnisse der Sagenforschung melden da heftige Zweifel an.

Es galt lange Zeit als ausgemacht, dass die Sagen ihre Besonderheit dadurch gewinnen, etwa im Unterschied zu den Märchen, dass sie historische Realität festhalten; teilweise wollte man sie gar hochstilisieren zum Geschichtsgedächtnis des einfachen Mannes. In dieser Einschätzung hat sich mittlerweile eine radikale Wende vollzogen. Angemahnt wird jetzt der „Abschied von so mancher lieb gewordenen Vorstellung über den Wahrheitsgehalt von Sagen“.⁴ Sogar dort, wo in den Sagen historische Sachverhalte abgehandelt werden, die noch gar nicht so weit zurückliegen, erweist sich deren Unzuverlässigkeit. Das gilt umso mehr für prähistorische Zeiten. Ein antiker Tempel möchte wegen seiner zentralen Lage innerhalb einer Sied-

³ Jakob Grimm, Deutsche Mythologie, Leipzig 1835 (benützte Ausgabe von 1942), S. 16.

⁴ Berhard Deneke, Sage und Geschichte im 19. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Volkskunde 11 (1988), 67–82, hier S. 79; noch grundsätzlicher geht auf das Problem ein Wolfgang Seidenspinner, Mythen von historischen Sagen. Materialien und Notizen zum Problemfeld zwischen Sage, Archäologie und Geschichte, in: Jahrbuch für Volkskunde 11 (1988), 83–104.

lung und wegen seiner aufwendigen Bauweise vielleicht dazu anregen, in eine christliche Kirche verwandelt zu werden, bei einem heiligen Baum der Kelten oder Germanen stand es da wesentlich schlechter. Vor allem haben sich die Germanen erst nach ihrer Christianisierung zur Dauersesshaftigkeit entschlossen – vorher haben sie als Halbnomaden die so genannte „wilde Feld-Gras-Wirtschaft“ betrieben und darum auch erst von da ab das Bedürfnis nach dauerhaften heiligen oder numinosen Orten ausgebildet. Das Wissen um die früheren Zustände wurde jedenfalls nicht in schriftlichen Quellen festgehalten, ganz im Unterschied zu den antiken Kulturen (z. B. in Ägypten, Griechenland und Italien). Dort konnte man auch nach Hunderten von Jahren einstige Überzeugungen oder Gepflogenheiten rekapitulieren, wenn sie aus dem Gedächtnis geschwunden waren, nicht so bei den Kelten und Germanen. Deren Wissen oder deren Bräuche gingen verloren, wenn sie einmal innerhalb einer Generation außer Übung kamen.

Diese schwache Positionierung darf man vor allem für religiöse Sachverhalte annehmen. Denn die Germanen besaßen weder eine straffe politische Führung noch gar eine religiöse. Streitfragen konnten nicht von einer zentralen Instanz entschieden werden; überall muss es individuellen Wildwuchs gegeben haben. Damit wird von vornherein eine gewisse Schwäche gegenüber dem Christentum begründet, das daher kommt als eine in sich gefestigte Größe, mit einer hierarchischen Spitze, einem entwickelten Lehramt und einer flächendeckenden Seelsorge. Man braucht ja nur daran zu erinnern, dass bereits im frühen 8. Jahrhundert unser heutiges System der Bistümer eingerichtet worden ist, von den Pfarreien ganz zu schweigen.

Hinzu kommt, dass dieses Christentum ganz eng mit der staatlichen Gewalt verbandelt war. Ihnen allen ist geläufig, was Karl der Große gemacht hat, als sich die widerspenstigen Sachsen nach ihrer Unterwerfung und ersten Bekehrung wieder entschlossen, ihren angestammten Göttern bei der Irminsul zu opfern; er ließ erhebliche Teile des Volkes deportieren und irgendwo im Reich in christlichen Nachbarschaften ansiedeln und – zum abschreckenden Beispiel – bis zu 30 000 Männer einfach hinrichten. Unter diesen Umständen hat man es schnell bleiben lassen, sich weiterhin bei einer heiligen Quelle zu versammeln oder in einem heiligen Hain ein Pferd, einen Stier oder ein Schaf zu schlachten und gemeinsam zu verzehren, musste man doch jederzeit der Entdeckung und exemplarischen Bestrafung gewärtig sein. Am Grundsatz der ausschließlichen Geltung des christlichen Bekenntnisses hat sich bekanntlich bis ins 18./19. Jahrhundert nichts geändert.

Kurzum, es ist denkbar unwahrscheinlich, dass in den Brunnen, die man bei vielen christlichen Kathedralen heute noch vorfindet, einstige heilige Quellen der Germanen oder Kelten weiterleben. Viel wahrscheinlicher ist es, dass erst die mittelalterlichen Bauleute sie gegraben haben, um bequem den Mörtel rühren und sich die Hände waschen zu können. So gewiss es ist, dass sich viele Wallfahrtskirchen als Stätten der Jenseitsbegegnung außerhalb unserer Ortschaften befinden, mitten im Wald, auf Bergkuppen über oder in der Nähe von Quellen oder Brunnen mit heilsamem Wasser, so unwahrscheinlich ist es, dass sie hervorgegangen sind aus vor- oder außerchristlichen heiligen Stätten. In der Regel liegen tausend Jahre oder mehr zwi-

schen den entsprechenden Zeitmarken; und das ist auch bei wohlwollender Betrachtung ein Spanne, die zu gewaltig ist, um das Weiterbestehen von Wissen über numinose Orte oder die unterschwellige Existenz von geheimen Kulten glaubwürdig vertreten zu können. Vielmehr lässt sich beobachten, dass besonders in den engen, kalten und häufig genug auch dreckigen Burgen und Städten des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit das Verlangen nach Naturbegegnung sich wieder mächtig zu regen beginnt und eine neue Wertschätzung für Naturdinge hervorbringt, sei es das erste Veilchen, das man seiner Geliebten schenkt, oder den grünen Birkenzweig, den man dem Bürgermeister, Pfarrer oder auch seinem Mädchen aufsteckt.

Aber all das hat nichts zu tun mit der Weiterexistenz von vorchristlichen Kulten oder dem zeitlosen Gespür für numinose Punkte jenseitiger Kraftausströmung. Es ist vielmehr ein Beleg dafür, dass es zum Gefühlshaushalt des Menschen schlechthin gehört, angerührt zu werden von bestimmten Erscheinungen der Natur, die ihn in besonderer Weise ansprechen und in denen sich für ihn Wesentliches ausdrückt. Bezogen auf das Thema der numinosen Orte bedeutet das, dass bestimmte Stätten stärker als andere das Gefühl der besonderen Nähe zum Jenseits hervorzurufen vermögen. Hierzu bedarf es nicht der unmittelbaren Weitergabe in einer Traditionskette, sondern derlei Empfindung, Wissen oder Erfahrung kann sich jederzeit von neuem spontan bilden. Im Fachjargon spricht man von einer polygenetischen Entstehung oder Entwicklung im Unterschied zu einer monogenetischen. Ich bewege mich damit in dem zweiten eingangs gestellten Fragekomplex.⁵

Man kann davon ausgehen, dass innerhalb der Entwicklung der menschlichen Kultur immer wieder analoge Erfahrungen gemacht werden; man hat sie als Elementargedanken bezeichnet.⁶ C. G. Jung spricht von Archetypen oder archetypischen Vorstellungen, die sich als eine Art kollektives Gedächtnis im Laufe der Menschheitsgeschichte gebildet hätten.⁷ Hierzu gehört, dass in den unterschiedlichsten Kulturen die Menschen bereit sind, an ähnlichen Plätzen den Zugang zum Jenseits zu finden. Dieses kann beglückend oder bedrohlich sein; denn das Jenseits wird nicht nur von guten Geistern bewohnt, sondern auch von bösen, die dem Menschen übel wollen. Die numinosen Orte können also durchaus einen ambivalenten Charakter besitzen. Ausgedrückt werden diese archetypischen Bilder, so die Überzeugung der Forschung, vor allem in Märchen, Legenden und Sagen.

Und wenn man auf deren Botschaft hört, so erschließt sich der Zugang zum Jenseits beispielsweise in den *Höhlen*; mag sein, dass das Gespür für deren elementare Bedeutsamkeit in der Urfahrung von Mutterschoß und anderen bergenden

⁵ Günter Wiegmann, Theoretische Konzepte der Europäischen Ethnologie. Diskussion um Regeln und Modelle, Münster 1991.

⁶ Der Begriff stammt von Adolf Bastian, und der Gelehrtenstreit in dessen Umfeld wird ausführlich referiert von Ingeborg Weber-Kellermann, Deutsche Volkskunde zwischen Germanistik und Sozialwissenschaft, Stuttgart 1969, S. 36 ff.

⁷ Christine Burckhardt-Seebass, Hg., Urbilder und Geschichte. C. G. Jungs Archetypenlehre und die Kulturwissenschaft, Basel und Frankfurt/M. 1989.

Umhüllungen liegt, kulturgeschichtlich wird Diesseitiges und Jenseitiges häufig nach dem Muster von oben und unten getrennt. Und da wird dann sehr schnell die Höhle zum Zugang zur Unterwelt, wo man dem Teufel begegnen kann, aber vielleicht auch den Feen und Erdmüttern, von denen man sich zwar nicht drei goldene Haare holt, dafür aber andere Utensilien, die man zu seinem irdischen Glück braucht.

Die Höhle erschließt auch den Raum zu dem Ort, wo die Toten wohnen, die man einst in die Erde versenkt hat; auch deshalb ist sie Zugang zum Jenseits. Hier können Drachen und andere Ungeheuer hausen als Jenseitswächter. Wie die Höhle markieren auch *Brunnen* und *Quelle* einen Zugang zur jenseitigen Unterwelt und werden daher in unseren Märchen und Sagen aufgefasst als Nahtstellen zum Jenseitskontakt. Die Gold- und die Pechmarie gelangen zur helfenden Fee Frau Holle, indem sie sich in den Brunnen stürzen und an dessen Boden das Jenseitsreich finden. Sie hätten vielleicht auch auf die nächste *Bergkuppe* steigen können, um sich dort zu den Sternen, zur Sonne oder zum Mond hinaufzuschwingen, denn eben auf den Bergen sehen die Märchen und sehen manche Völker einen weiteren Berührungsplatz mit dem numinosen Raum des Jenseits; dort findet sich der Glaspalast, in welchem die verwunschenen Brüder zurückbehalten werden, dort – verborgen in den Wolken – thronen vielleicht die Götter selbst wie auf dem griechischen Olymp.

In besonderer Weise ist im Märchen der *Wald* der Ort, in dem die Jenseitigen leben. Dort treten dem Märchenheld alle jene Wesen entgegen, die über geheime Kräfte verfügen, das Wasser des ewigen Lebens hüten oder bei denen man sich Rat holen kann: „die kleinen Graumännchen, die alten Männer und Frauen, die Bettler, Einsiedler, die sprechenden und zaubernden Tiere und Gestirne, die Teufel, Drachen und Trolle und ihre freundlich hilfreichen Gattinnen oder Töchter“.⁸ Umgekehrt ist es in vielen Sagen, im Wald ist es nicht geheuer, dort treiben sich die Teufel und Kobolde herum, die es auf das leibliche und seelische Wohl der Menschen abgesehen haben. In jedem Fall ist der Wald nicht der Ort der Normalität, sondern die Stätte des Außergewöhnlichen, wo man den Beglückungen, aber auch den Bedrohungen durch jenseitige Mächte ausgesetzt ist.

Der gesamte Bereich der Natur, die von Haus aus dem Menschen nicht völlig verfügbar ist, sich ihm entziehen kann, sein Leben positiv und negativ bestimmt, kann für den Menschen Medium der Jenseitserfahrung und Jenseitsbegegnung werden. Otto Böcher (Dämonenfurcht und Dämonenabwehr, 1970): „Das Numinose begegnet dem Menschen im Feuer und Wasser, in der Luft und in der Erde, und zwar heilbringend im Feuer des Herdes und des Lichtes, im Wasser des Regens, des Trankes und der Schifffahrtswege, im kühlenden Windhauch und im fruchtbaren Ackerland, aber auch furcht- und grauenerregend im Feuer der Brandkatastrophe, im Wasser des Unwetters und der Überschwemmung, im Brausen des Sturmes und

⁸ Max Lüthi, Das europäische Volksmärchen, München 1968, S. 11.

in den unfruchtbaren, öden und unheimlichen Stätten der Erde. So ist es kein Wunder, dass zwar im Allgemeinen nicht den Elementen selbst, wohl aber den in ihnen lokalisierten überirdischen Mächten Verehrung zuteil wird.⁹

Es sind offensichtlich Mechanismen der menschlichen Psyche, welche bestimmten Orten gerne eine Qualität zubilligt, die über sich hinausweist. Menschliches Symboldenken lässt Höhle, Brunnen, Quelle, Wald zu Zugängen zur Jenseitswelt werden. Solche Analogien gelten u. U. aber nicht nur für Naturdinge, sondern auch für Menschenwerk. So hat man zwischen Skandinavien, Norddeutschland, Frankreich und Spanien beobachtet, dass die großen Steinsetzungen der Megalithkultur, die Menhire und Dolmen, eine seltsame Wertschätzung bei manchen Frauen genießen, die einen unerfüllten Kinderwunsch hegen: sie kommen heimlich des Nachts zu ihnen, reiben den Körper an ihnen oder rutschen an ihnen herab, ganz offensichtlich in der Hoffnung, daraus Hilfe für ihre Konzeptionsfähigkeit zu erhalten.¹⁰ Hier zu vermuten, dass es sich um Reste eines Fruchtbarkeitskultes aus dem Spätneolithikum handelt, verbietet sich schon deshalb, weil die wissenschaftliche Forschung keine gesicherten Kenntnisse vor allem über die gewaltigen Einzelsteinsetzungen hat. Vielmehr darf man annehmen, dass die Assoziation Menhir = eregierter Phallus für einen phantasiebegabten Menschen jederzeit möglich ist und darum diese ungewöhnlichen Steine zu Orten numinoser Kraft werden lässt.

Dies gilt ganz besonders für Stätten, an denen Menschen begraben wurden oder zu Tode gekommen sind. Aus dem elementaren Wissen um das eigene Sterben und das gleichzeitige Eintreten in die Jenseitswelt genießen offenbar fast weltweit die Orte von Tod und Begräbnis eine herausragende Wertschätzung. Dabei handelt es sich nicht lediglich um eine Gebot der Pietät, vielmehr schwingt oft der Glaube an die numinose Kraft dieser Plätze mit. Zahllos sind die Sagen um die Bedeutung der Friedhöfe, wo man Jenseitigen begegnen kann, und zwar in durchaus ambivalenter Weise: Man kann sich ihre Hilfe holen, ihnen selber auch Hilfe zukommen lassen; man kann sich aber genausogut Verstümmelungen, Verwünschungen oder den Tod einhandeln, wenn man bei derlei Begegnungen unvorsichtig oder frevelmütig gewesen ist. Das gilt auch für Stätten eines plötzlichen Todes, von denen viele Marterln an den Straßen oder in der offenen Flur zeugen. Da ist es nirgendwo geheuer, nicht einmal an den Plätzen, an denen man Totenbretter aufgestellt hat, die ja nur auf mittelbare Weise von Tod und Jenseitswelt Zeugnis geben.

Besondere Faszination umgibt die *Hinrichtungsstätte*. Von ihnen geht weltweit ein gleichmäßiger Schauder aus; nicht nur, dass man damit rechnen muss, unliebsame Zusammenstöße mit den Geistern oder Seelen der Hingerichteten zu erleiden, hier kann man sich auch mancherlei beschaffen, wodurch auf wunderbare Weise jenseitige Hilfe ins diesseitige Leben umgeleitet wird. In ganz Mitteleuropa etwa

⁹ Otto Böcher, *Dämonenfurcht und Dämonenabwehr. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der christlichen Taufe*, Stuttgart, 1970, S. 40.

¹⁰ Jacques Gelis, *Die Geburt. Volksglaube, Rituale und Praktiken von 1500 bis 1900*, München 1989, S. 45 ff.

wachsen die *Alraunen* am liebsten unter dem Galgen. Es sind dies menschengestaltige Figürchen, die man aus den Wurzeln der Mandragora-Pflanze gewinnt. Hat man eine solche Alraune in seinem Besitz, so hat man finanziell für das restliche Leben ausgesorgt; denn dieser kleine Wicht lässt nicht zu, dass das Geld im Beutel, der Brotvorrat im Schrank oder das Korn im Kasten jemals zur Neige geht. Keimen kann diese Pflanze freilich nur unter dem Galgen, an Stellen, wo der Urin eines Gehenkten in die Erde eingedrungen ist. Und beim Herausreißen hat man manche Vorsichtsmaßnahme zu treffen, damit einem der Gewinn der Wurzeln nicht zum Bösen ausschlägt.¹¹

Es ist nicht schwer, die seelischen Kräfte aufzudecken, die dafür verantwortlich sind, dass besonders Orten von Tod und Begräbnis numinose Kraft zuwächst. Mit dem Sterben kommt automatisch die jenseitige Welt in den Blick. Besondere Rechtsvorschriften über die Heiligkeit oder den Schutz dieser Orte haben zusätzlich dafür gesorgt, dass sie mit einer Sonder-Aura umgeben wurden. Dafür braucht man aber nicht unbedingt eine spezielle kulturelle Tradition; solche Empfindungen können sich immer wieder von selbst neu einstellen. Der Glaube an numinose Orte kann jederzeit aufgrund der menschlichen Fähigkeit zum Symboldenken und aufgrund der Identität der menschlichen Psyche mit sich selbst über alle historischen Entwicklungen hinweg immer wieder von neuem aufbrechen. Dieser Umstand war wichtig auch für die Orte der Jenseitsbegegnung innerhalb der christlichen Religion, denen ich mich jetzt zuwende.

Nach der Überzeugung der ersten Judenchristen ist in Person und Leben des Jesus von Nazareth Göttliches sichtbar geworden. Darum wurden selbstverständlich und sehr schnell die besonderen Punkte seines Lebens – seiner Geburt, seiner Verkündigung, seines Leidens und seines Todes – zu numinosen Orten, die man herausgenommen hat aus dem profanen Lebensvollzug. Für die entfernter Wohnenden wurde Palästina insgesamt zum *Heiligen Land*, in welchem man sich – sofern man es einrichten konnte – mindestens einmal in seinem Leben aufhalten wollte, um diese besondere Nähe zu heilsgeschichtlichem Geschehen zu spüren. So setzt schon im 2. nachchristlichen Jahrhundert ein reger Tourismus ins Heilige Land ein, beschränkt zunächst vor allem auf Personen aus dem Umfeld der weltlichen und geistlichen Würdenträger, doch schon bald ausgreifend weit über diesen Kreis hinaus. Die Kaiserin Helena, welche bei ihrem Aufenthalt im Heiligen Land das Kreuz Christi auffindet, ist nur ein besonders prominentes Beispiel.

Bekanntlich hat sich die Ausbreitung des Christentums zunächst schwierig gestaltet; der Weg der jungen Kirche war getränkt von dem Blut zahlloser Märtyrer. Es bildete sich schnell die Überzeugung, dass diese Blutzeugen der himmlischen Herrlichkeit sicher sein dürften. Die dinglichen Hinterlassenschaften dieser Gruppe von Erlösten, ihre Gebeine vor allem, konnten gelten als sichtbares Zeichen der Erlösungsgewissheit, die jeder Christ für sich in Anspruch nehmen durfte. Besonders

¹¹ Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens, Bd. 1, Sp. 312–324.

prominent unter der Schar der christlichen Blutzeugen waren die Apostel. Selbstverständlich wurden deren Gräber ebenfalls zu Orten besonderer Gnade, an denen man sich himmlischer Hilfe sicher sein durfte. So wurden die wenigen *Apostelgräber*, über die man in Europa verfügte, zu beliebten Kultmittelpunkten bis zur Gegenwart, nämlich die Gräber der Apostel Petrus und Paulus in Rom und dasjenige von Jakobus dem Älteren in Santiago de Compostela. Gerne wäre wohl jeder Christ einmal in seinem Leben zu einem solch offenkundigen Ort der Gnade gekommen und damit leiblich in das Umfeld jenseitiger Hilfe gelangt. Weil dies aber nicht möglich war, wurde es schon in der frühen Kirche üblich, die Gebeine der Märtyrer zu teilen und kleine Partikel von ihnen in den Tischen aufzubewahren, mit deren Hilfe man die Erinnerung an das Letzte Abendmahl feierte. Durch die Lehre von der Realpräsenz Christi in den Gestalten von Brot und Wein bei der Messefeier musste schließlich jeder Kirchenraum zu einem numinosen Ort, zu einem Ort der potenziellen Begegnung mit dem Jenseits werden. Man könnte erwarten, dass durch diese doppelte Möglichkeit zur Jenseitserfahrung in jedem Gotteshaus, Gebeine der Heiligen und leibgewordener Gottessohn, das Verlangen jedes Christen in dieser Hinsicht gestillt worden wäre.¹²

Weit gefehlt! Die abendländische Frömmigkeitsgeschichte ist bis in unser Jahrhundert hinein zu einem erheblichen Teil geprägt durch das Verlangen der Gläubigen nach zusätzlichen Orten der Gottes- und Jenseitsbegegnung. Treibende Kraft dabei war ganz offensichtlich nicht die Amtskirche; dieser hätte die flächen-deckende Anzahl der Pfarr- und Filialkirchen, in denen sie ihre Pfarrkinder zum Gottesdienst, zum Sakramentenempfang und zu zahlreichen kultischen Handlungen versammelte, vollauf genügt. Nicht so die Masse des einfachen Kirchenvolkes; dieses wollte den Zugang zu jenseitiger Hilfe in der unmittelbaren Nachbarschaft, es begnügte sich keineswegs mit den amtskirchlich verwalteten Zugängen. So beobachten wir über einige Jahrhunderte hin ein zähes Ringen zwischen Ausdehnung und Beschränkung numinoser Orte, bei dem die Amtskirche meist den Part der Zurückhaltung, der Besonnenheit und des zähen Widerstandes spielt, während die Laien – nicht selten unterstützt von Vertretern der weltlichen Obrigkeit – auf eine Vermehrung drängen.

Wie aber kann man zu zusätzlichen Orten der Jenseitsbegegnung kommen? Nichts einfacher als das! Das Heilige Land ist zwar einzigartig und nicht vermehrbar; wohl aber sind das die Stätten der Lebensgeschichte des Gottessohnes. Man hat schon bald begonnen, Maß zu nehmen und das *Grab Christi* nachzubauen. Diese Kopien brachten es nicht selten zu höchster Verehrung. Auch in St. Peter über Freistadt scheint ein solcher Nachbau des Grabes Christi der Ausgangspunkt der christlichen Anlagen gewesen zu sein. Über alle europäische Länder hinweg stoßen wir auf *Kalvarienberge*; schließlich ließ man der Legende nach sogar das *Haus von Nazareth*, in dem Jesus herangewachsen ist sowie Joseph und Maria gewirkt haben, durch

¹² Nachweise und Literatur bei Walter Hartinger, Religion und Brauch, Darmstadt 1992.

Engel nach Europa übertragen und im Wald bei Loreto niedersetzen, wo es seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zu einem Magnet ohnegleichen für die Gläubigen geworden ist. Unmittelbar darauf hat man angefangen, mehr oder weniger maßstabsgetreue Nachbildungen dieses Hauses von Nazareth/Loreto quer über Europa hinweg herzustellen und sich dort in die Schau der schwarzen Muttergottes zu versenken. Im böhmischen Rimov/Rimau hat man vom Zentrum einer Loreto-Kopie aus Stationen der Passion Christi maßstabsgetreu über die Flur verteilt und damit den Rahmen dafür geschaffen, die Leidensgeschichte „authentisch“ mitzuerleben. Besonders die Franziskaner waren während des 17. und 18. Jahrhunderts landauf, landab unterwegs, um in Kirchen oder in der freien Flur Kreuzwege einzulegen, wo man zwar nur symbolisch den Leidensweg Christi nachvollziehen, gleichwohl aber auch in den Genuss von Ablässen kommen konnte.

Eine besondere Bewandtnis hatte es mit der numinosen Kraft von *konsekrierten Hostien*. Diese standen den Gläubigen sozusagen im geweihten Kirchenraum bei jeder Messfeier zur Verfügung. Doch das gläubige Volk beließ es nicht dabei. Die durch das Wandlungsgeheimnis angeregte Phantasie verlangte nach Hostien, welche ihre neue Qualität auf besonders augenscheinliche Weise unter Beweis stellten. Und schon bald entdeckte man solche Exemplare: von einem betrunkenen Bauernknecht erbrochen auf einem Baumstock, wo sie sich nicht entfernen ließ, bis man an dieser Stelle eine Kapelle baute; inmitten einer Wiese schwebend, wo sie dem Stab eines Hirten entglitten war, der das Heilige Gut in seiner Einsamkeit dauernd bei sich haben wollte; blutend auf dem Altar einer jüdischen Synagoge, wo zum Entsetzen der Ungläubigen Zeichen des Lebens zu beobachten waren, als man frevelrisch in die Oblate einstach. Die Geschichten sind austauschbar, wenig originell und vielfach kopiert; als Ergebnis hatten sie vielfach das Gleiche: Es entstand eine neue Gnadenstätte, ein Ort des Heiles, an dem offenkundig geworden war, dass Gott das ganz Andere, das Wunder zu wirken vermochte, und die Menschen überzeugt waren, es könne sich jederzeit wiederholen.

Dieses kaum stillbare Verlangen nach zahlreichen augenscheinlichen Orten der Nähe zu Gott und seinen Heiligen bescherte dem christlichen Abendland seit dem 13. Jahrhundert eine Entwicklung, welche die katholische Frömmigkeit bis zur Gegenwart stark bestimmt, nämlich die Ausbildung von *Gnadenbildern*, d. h. von zwei- und dreidimensionalen Abbildungen – eben Gottes und seiner Heiligen –, an denen die Fähigkeit der himmlischen Mächte zum Erweis ihrer Möglichkeiten sichtbar und greifbar in Erscheinung getreten war. Man muss sich verdeutlichen: Die Urkirche hatte die Verehrung und kultische Verwendung von Bildern Gottes abgelehnt; es wirkte in diesem Punkt die jüdische Tradition noch lange nach. Das emotionale Verlangen nach körperlich-konkreter Nähe und Teilhabe an Gestalten des Jenseits musste zunächst einmal gestillt werden durch die Orte der leiblichen Anwesenheit des Gottessohnes im Heiligen Land oder durch die Gebeine der Märtyrer, die Reliquien. Von Christus selber und von seiner Mutter Maria aber gab es keine Reliquien – aufgrund der Lehre von der körperlichen Aufnahme in den Himmel. Auch die Reliquien der Märtyrer selbst waren nicht endlos teilbar!

So bildete sich unter den Mönchen und einfachen Gläubigen mehr und mehr die Gewohnheit heraus, Abbildungen herzustellen und über sie die gedankliche und sinnliche Nähe zu den gemeinten Urbildern zu suchen. Dem wurde von der Amtskirche teilweise heftig widersprochen; mehrere Phasen des Bilderstreites wurden ausgefochten, nicht selten begleitet von Inhaftierung und Hinrichtung der Kontrahenten. Schließlich bequemten sich die Theologen zu einer nachträglichen gedanklichen Rechtfertigung dessen, was sich als praxis pietatis schon längst durchgesetzt hatte: man tolerierte die fromme Verehrung von Bildern Gottes und der Heiligen unter der Voraussetzung, dass die Wertschätzung nicht den Gebilden aus Holz, Stein, Leinwand oder anderen Materialien galt, sondern den abgebildeten Gestalten. Seit ca. 1300 ist man in der westlichen Kirche davon überzeugt, dass solche Bilder Wirkungen hervorzubringen vermöchten, die man vorher nur den Gebeinen der Heiligen und manchen konsekrierten Hostien zugetraut hatte: ihr Aussehen, Gewicht und ihren Aufenthaltsort zu verändern, zu bluten, zu schweben oder Tränen zu weinen, kurzum, das Wunder zu wirken.

Nun explodierte sozusagen das elementare Bedürfnis nach numinosen Orten: Hatte man vorher beschwerliche Reisen ins Heilige Land, nach Rom, Santiago de Compostela, nach Aachen zu den Reichsheiligtümern, zum Heiligen Blut nach Bolsena, Wilsnack oder Walldürn, zum hl. Nikolaus in Bari, zur hl. Magdalena nach Vezelay usf. unternehmen müssen, um einen ausgewiesenen Ort der himmlischen Gnade zu finden, so konnte man nun schon bald dem jenseitigen Heilswirken überall in der Heimat begegnen. Neue Gnadenstätten schossen überall aus dem Boden; sie waren meist gerade nicht identisch mit den herkömmlichen Orten des von der Amtskirche getragenen Kultes, nicht die Pfarrkirchen, Schlosskapellen, Bischofs- und Ordenskirchen. Sie fanden sich vielmehr gern außerhalb der Ortschaften, im Wald, auf Bergkuppen, an Quellen und Flussübergängen; sie fanden sich nicht deshalb hier, weil die Erinnerung an vorchristliche Kulte im Geheimen überlebt hatte, sondern weil die Menschen der jenseitigen Hilfe überall bedurften, nicht nur innerhalb ihrer Wohnorte und innerhalb des geweihten Kirchenraumes, sondern an allen Punkten ihres Lebens und Arbeitens.

Nicht selten kam es deshalb zum Konflikt mit den Vertretern der Amtskirche: Der zuständige Pfarrer hätte die wundertätige Statue oder Hostie gern in seiner Kirche zur Verehrung ausgestellt. Doch diese entzog sich hartnäckig seinem Zugriff, kehrte immer wieder zum ursprünglichen Fundort zurück, bis man ihr schließlich dort eine neue Wohnstatt baute. Nicht selten lässt man auch dem Himmel selber den Ort auswählen, an dem eine neue Gnadenstätte erwachsen soll, beispielsweise durch weisende Tiere, die sich nicht mehr von der Stelle bewegen lassen, wenn sie die wunderbare Statue bis zu einem bestimmten Punkt geführt haben; oder durch einen Schneefleck, der mitten im Sommer auf sich aufmerksam macht.

Nachdem das System der christlichen Gnadenstätten ausgebildet war, und dies war vom Spätmittelalter im Prinzip gegeben, konnte jedermann dem Numinosen, Heiligen, Außergewöhnlichen in seinem engen Lebenskreis problemlos begegnen. Millionen von Menschen haben einen wesentlichen Teil ihres Lebens damit zugebracht, um von einem Gnadenort zum anderen zu wandern, dabei Christus

nachzufolgen und ihr eigenes Leben zu heiligen. Andere zogen in geschlossenen Prozessionen wiederholt im Jahr von ihrem Heimatort aus zu den Gnadenstätten der engen und weiteren Umgebung. Luther und die anderen Reformatoren haben dagegen gekämpft, die Aufklärer haben sich darüber mokiert, eine Zeitlang mit Verboten, Strafen und Militäreinsätzen das Pilgern und Wallfahren unterdrückt – durchgesetzt haben sich alle nicht. Gnadenstätten gibt es nach wie vor, der Zustrom zu den bedeutenderen unter ihnen ist ungebrochen, teilweise sogar im Zunehmen. Gelegentlich kommt zu den überlieferten Orten ein neuer hinzu; man denke an Lourdes, La Salette, Fatima, Heroldsbach oder Medjugorje. Ungebrochen ist offensichtlich die menschliche Erfahrung von Not, Hilfsbedürftigkeit, Bedrohung, Angst und Leid und andererseits die Hoffnung auf Heilung, Hilfe und Gnade durch Mächte einer jenseitigen Welt. Es muss mit den elementaren Wahrnehmensweisen des Menschen zu tun haben, dass sich für viele diese Hoffnung nicht in der abstrakt-gedanklichen Sphäre festsetzt, sondern im konkreten Raum, der mit allen Sinnen erfahrbar ist. Weil das so ist, gibt es auch im christlichen Abendland numinose Orte – und zwar eine Menge davon!